

Friedrich Theodor Vischers Romaneinlage "Der Besuch : einen Pfahldorfgeschichte2

Autor(en): **Stern, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Archäologie der Schweiz : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Archéologie suisse : bulletin de la Société suisse de préhistoire et d'archéologie = Archeologia svizzera : bollettino della Società svizzera di preist**

Band (Jahr): **2 (1979)**

Heft 1: **125 Jahre Pfahlbauforschung**

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-2399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

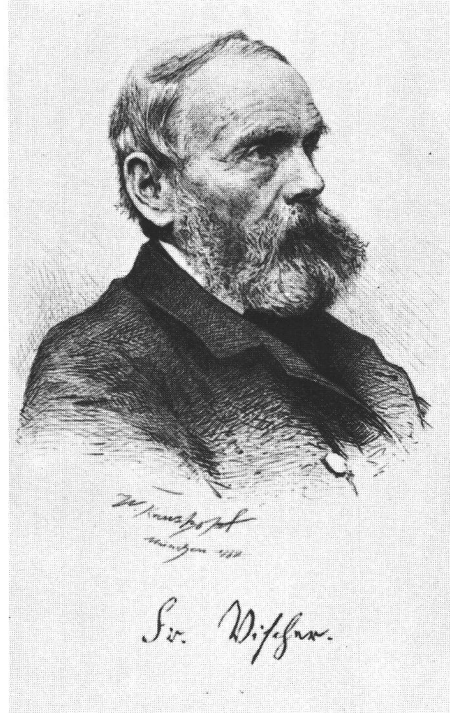
Friedrich Theodor Vischers Romaneinlage »Der Besuch. Eine Pfahldorfgeschichte«

Martin Stern

Louis Wiesmann zum 60. Geburtstag

Wohl kein zweiter Text von literarischem Rang hat im deutschen Sprachbereich so zur Verbreitung des Interesses an der Schweizer Pfahlbau-forschung beigetragen wie die satirisch-humoristische Einlage »Der Besuch« in F. Th. Vischers seltsamem Alterswerk »Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft«¹. Das erfolgreiche, über Jahrzehnte in kaum einer besseren Bibliothek fehlende Buch – seine Volksausgabe erreichte bis 1920 das 116. Tausend² – war zwar ausgesprochene Bildungslektüre. Es verband aber Tiefsinn mit amüsant dargebotenen Unsinn und zeitkritisches Pathos mit viel Scherz, Belehrung und leichter Unterhaltung. Und so vermochten dem heterogenen Opus die grossenteils sehr distanzierten Rezensionen der zünftigen Literatur wenig anzuhaben³.

Äusserlich ist dieses Testament des altliberalen Hegel-Schülers und berühmten Ästhetikers (vgl. Abb.) ein Zwitter, im ersten Teil Rahmenerzählung, im zweiten Tagebuchroman. Den fiktiven Anlass seiner Niederschrift bildet eine Bekanntschaft, die der Herausgeber mit dem Sonderling A. E. – Albert Einhart – in der Schweiz gemacht und später in Italien und in dessen Heimat Deutschland erneuert haben will. Er sieht in diesem A. E. »Auch Einen«, also wohl sein Alter Ego, kümmert sich um dessen nachgelassene Papiere und gibt sie, nur fragmentarisch durch eigene Beobachtungen ergänzt, heraus. Gehaltlich liegt der Schwerpunkt eindeutig im Schluss, in den tagebuchartigen Reflexionen und Meditationen dieses im Grunde tiefensten, aus enttäuschem Idealismus zum Pessimisten gewordenen Narren. Er kämpft, wie weiland Don Quixote und verwandt mit vielen Sonderlingen der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts, als selbstgerechter, aber auch wehleidiger Moralist gegen die Widrigkeiten der Existenz und erhebt diese schliesslich zu einem



privaten System, einer Art Lehre von der »Tücke des Objekts«, mit dessen Hilfe er sich das verhasste, überall wahrgenommene Walten des Zufalls erklärt, indem er eine ganze Dämonologie entwickelt, bestehend aus Kobolden und Gespenstern. Sie schicken Schnupfen und Katarrh, lassen Knöpfe abspringen und Füsse stracheln und hindern als verschworene Rotte den höheren Menschen daran, seiner eigentlichen Bestimmung nachzukommen und irgend Nennenswertes zu denken oder zu tun. Diese Trotz- und Resignationsphilosophie stammt aus der Schule Jean Pauls und gehört in die Nähe von E. T. A. Hoffmanns, Justinus Kerners, Mörikes, aber auch Raimunds, Nestroys, Kellers und Raabes Grotesken. Viel Schopenhauer, aber auch bissige Satire auf die gesellschaftlichen und weltanschaulichen Verkehrtheiten der Zeit, der sogenannten Gründerjahre, wird darin spürbar, ein gestörtes Verhältnis zum weiblichen Geschlecht, das verhimmelt oder bestialisiert wird,

und ein übersteigerter Nationalismus⁴.

Der witzigste, einfallsreichste und wie die Kritiken zeigen zweifellos schon damals wirkungsvollste Teil ist jedoch die eingeschobene »Pfahldorfgeschichte«. Der Herausgeber will sie als einzige poetische Leistung seines Bekannten, eines entlassenen, bildungsbeftissenen Beamten, aus Venedig zugeschickt bekommen haben. Titel und story weisen aber in den süddeutsch-helvetischen Raum. Sie nehmen einerseits die Mode des sogenannten »Professoren-Romans« (z. B. Felix Dahn), andererseits die eben beliebt gewordene Gattung der »Dorfgeschichte« (z. B. Berthold Auerbach) ins Visier. Der erste erschloss dem Leser belehrend und spannend entfernte Zeiten und Räume; die zweite führte ihn aufs Land und zeigte ihm dort »Ewigmenschliches« in einfachen, archaisch-bäuerlichen Verhältnissen. Beiden war, vom Standpunkt der damaligen Leserschaft aus gesehen, eine deutliche Evasionstendenz eigen. Die Schweizer Realisten Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller machten hier nicht mit, am ehesten noch C. F. Meyer mit seinen ausschliesslich historischen Stoffen. Es scheint nun, wie wenn F. Th. Vischer – in humoristisch-parodierender Absicht – gleichsam von aussen das der helvetischen Literaturlandschaft noch Fehlende habe nachliefern wollen. Er war durch seine Zürcher Professur dazu bestens vorbereitet. Und die ja zum Teil in diese Schweizer Zeit (1855–1866) fallenden, aufsehenerregenden Entdeckungen auf archäologischem Gebiet waren wohl der Anstoss, es mit einer Pfahlbauer-Novelle zu versuchen. Sie spielt in entfernter Zeit wie manche von Meyer; sie hat bäuerliche Verhältnisse zum Hintergrund wie jene Gotthelfs; und sie verwendet Komik und Humor als Erzählmittel, wie das Gottfried Keller meisterhaft verstand. So entsteht denn vor den Augen des Lesers eine

Welt mit den sonderbarsten urchen Bräuchen, aber bevölkert von Personal, das jedenfalls uns Schweizer recht vertraut anmutet und zudem immer wieder unter dem Firnis des Zeitkolorits Figuren und Themen, Ideen- und Parteikämpfe aus der Zeit vor und nach 1848 durchscheinen lässt, mit deutlicher Sympathie für die fortschrittlichen Freigeister und Radikalen und mit Hohn und Spott für die Orthodoxen und Traditionalisten.

Die eigentliche Glanzidee aber bestand darin, zur Verlebendigung der ja durch keinerlei Sprachdenkmäler bezeugten Welt des Neolithikum, der Bronze- und Eisenzeit eine kühne Kontamination vorzunehmen: Vischer verband sie, weil es sich angeblich ebenfalls um Kelten handelte, ungeeignet mit der gleichzeitig rasch bekannt werdenden gaelisch-walisisch-kymrischen Tradition, deren bis ins 6. Jahrhundert zurückreichende Zeugnisse er ebenso eifrig studierte wie die von F. Keller oder J. Messikommer und anderen in den »Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft« laufend veröffentlichten Ausgrabungsberichte⁵. Doch auch Herodot und Plinius, Tacitus, Strabo und Caesar wurden als Quellen nicht verschmäht. So stehen denn nun bei Turik (Zürich) und Milun (Meilen) nicht nur Menhire und Dolmen, werden nicht bloss Mistelzweige geschnitten und Eingeweide von Opfertieren beschaut, es wird auch von Taliesin gesungen und von der starken Fee Coridwen und dem Knirps Gwyon erzählt; die Bewohner haben teils kymrische Namen wie Llywelin oder Cynddelw, sie heissen wie Heldenväter und -mütter in McPhersons »Ossian« Odgal und Minona, sind der Sage entnommen wie Arthur oder lassen, wie der Pencerd (Meisterbarde) Guffrud Kullur (Gottfried Keller) berühmte Weisen, einen Cwlwm oder einen Mwchl, erschallen⁶. Dieser Kullur kämpft übrigens Seite an Seite mit dem gelehrten Barden Feridun Kallar (Ferdinand Keller) gegen den verstockten Geist eines Ober-Druiden namens Angus, der einen streitbaren Gegner des Zürcher Freisinns, Pfarrer Heinrich Lang, vorstellen soll⁷. Auch Richard Wagner-Texte und -Aussprüche wurden humorvoll verspottet. Die satirische Substanz wird dabei von einer zwar archäologisch kundig ausstaffierten, aber sicher mit Absicht banal

gehaltenen Handlung getragen, einer Liebesgeschichte mit Hindernissen, wie sie eben für die – hier ebenfalls parodierte – Dorfgeschichte typisch ist. Das verlobte Paar Alpin und Sigune wird durch den »Besuch« eines kühnen Fremden, der neue Werkstoffe (Metalle) und einen neuen Glauben mitbringt, fast getrennt. Es setzt sich aber am Schluss für den vom reaktionären Oberdruiden und seinem Anhang beinahe hingerichteten »Erzketzer« (im Ursinn des Wortes) mutig ein, verhilft ihm zur Flucht und begründet einen glücklichen Hausstand, der offen in die Zukunft blickt. Dieses Drama spielt sich während des pompös gefeierten sogenannten »Betuchungsfestes« der Pfahlbürgergemeinde ab, einer Kontraktur von Konfirmation oder Firmung, die Anlass zu reichlichem Essen, zu langen Reden und künstlerischen Darbietungen gibt. Dabei erlaubt die Rückversetzung des schweizerischen Partei-, Vereins- und Festbetriebs ins Urzeitliche auch allerlei Grobheiten und abstrusen Schabernack. Die Geschichte ist somit ein klassischer Vorläufer von »Asterix und Obelix«. Besonders gelungen scheint die Verbindung dieser Binnenerzählung mit der verkauften Gedankenwelt ihres Erfinders A. E. Die Gottheiten der technisch wie religiös zurückgebliebenen Pfahlbürger sind der böartige Sumpfdrache und Krankheitserreger Grippo und die heilbringende Mondfrau Selinur. Auf ihr Geheiss glaubte das seinen Mystagogen hörige Volk an den in diesem Klima absolut ungesundesten Orten, auf oder entlang kalter und nebliger Seen, siedeln zu müssen – bekanntlich ein grosses Problem der damaligen Pfahlbauforschung. Hier wird es weltanschaulich »geklärt«, in der Manier des Sonderlings A. E. und seiner privaten Dämonologie, die er damit als eine pfahlbauzeitliche ironisiert. Erst mit Arthur, dem Boten aus dem fortschrittlicheren Westen, vom See Nuburik (Neuenburg), wo auch Eisen und Geld schon verwendet werden, kommen Evolution und Fortschritt ins Land und ein Zeit- und Geschichtsbewusstsein in die verstockten Gehirne. Ob dies allerdings echt allegorisch auf Frankreich und die Ideen der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit bezogen werden darf, bleibt angesichts des engagierten deutschen Patriotismus des Erzählers fraglich.

Aber der Ausblick auf einen Sieg über Dämonen und Finsterlinge rettet in diesem Teil des Romans »Auch Einer« märchenhaft die geschichtsphilosophische Hoffnung, es werde der trübe Ist-Zustand dereinst von einem helleren, humaneren abgelöst. Das insbesondere dürfte es gewesen sein, woran sich auch das damals ja bereits von ersten Arbeiterunruhen, Börsen- und Wirtschaftskrisen erschreckte Bildungsbürgertum labte. Der enttäuschte liberale Idealist Vischer konstruierte hier eine bei allem antiquarischen Reiz doch so barbarische Urwelt, dass von ihr aus gesehen die Folgezeit, der bereits de facto problematisch werdende Fortschritt, eben doch noch glücklich und wünschenswert erscheinen musste⁸.

Textprobe aus der »Pfahldorfgeschichte«

Die nachstehende Textprobe hat folgenden Zusammenhang: Der Pfahlbürger Massikomur (Jakob Messikommer) Einwohner des Dorfes Robanus (Robenhausen), hat während einer Trockenperiode, die grosse Teile des sonst wasserbedeckten (Pfäffikon) Seeufers hervortreten liess, seltsame, primitive Reste einer früheren Pfahlbauersiedlung entdeckt. Er hat den Fund in der nahen Wasserstadt Turik (Zürich) gemeldet, die eine Hochschule für Druiden (Theologen und Juristen) und für Barden (Dichter und Forscher) besitzt. Von dort ist nun, zusammen mit dem Sänger Guffrud Kullur (Gottfried Keller), auch der Gelehrte Feridun Kallar (Ferdinand Keller) zum »Betuchungsfest« nach Robanus eingeladen worden. Er hält – anschliessend an Kullurs Liedervortrag – eine Aufsehen erregende, mehrfach von Zwischenrufen unterbrochene Rede. Sie macht das Volk mit weiteren, bei Milun (Meilen) gemachten Entdeckungen ähnlicher Art bekannt und fordert entsprechende, geistige und materielle Konsequenzen. Es geht dabei um zweierlei: um die Geburt eines bisher nicht vorhandenen Geschichtsbewusstseins, und um aktive Teilnahme am Fortschritt, der durch den neuen Werkstoff Eisen und durch die Zahlungsmittel Gold und Silber möglich sein wird, welche im »Westen« schon verwendet werden, wie Arthur, der Zuträger dieser Sensation, gemeldet hat.

Textprobe

Aus: Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft, Insel-Verlag, Leipzig 1919.

Angus stellte jetzt den älteren der zwei Ehrengäste, Feridun Kallar, den Versammelten vor und bat ihn, die Kanzel zu besteigen.

Ernst und doch freundlich liess der Mann, wie er nun oben stand, die Augen auf der harrenden Gemeinde verweilen, ein mildes Lächeln spielte um seine Mundwinkel, die hohe, von krausen grauen Locken umgebene Stirn verkündigte einen Mann des Sinns und Forschens, die etwas gelbliche Gesichtsfarbe störte nicht im mindesten den Ausdruck von Güte und seiner Laune, der auf diesen Zügen lag, sondern liess nur schliessen, dass anhaltende Geistesarbeit die Verrichtung der Leber etwas beeinträchtigt haben dürfte.

Er begann: »Hochwürdiger Herr Druiden! Hochachtbare Gemeindeältesten, achtbare und ehrsame Männer! Pfahlbürger! Pfahlkerle, Pfahlekarler! (Bravo!) Ihr habt mir die Ehre erwiesen, mich zu einem Vortrag über die merkwürdigen Funde einzuladen, die euer Seegrund zutage gefördert hat. Glücklicherweise bin ich nun in der Lage, euch melden zu können, dass an unserem See, nur ein paar Stunden von Turik entfernt, gerade dieselbe Entdeckung gemacht worden ist; nämlich an der Stelle, wo jetzt die ehrenwerte Gemeinde Milun auf ihren Pfählen wohnt, legte die grosse Dürre einen Teil des Grundes trocken, man sah uralte schwarze Stümpfe hervorragen, Kinder fanden Scherben von Töpfen, brachten sie nach Hause, die Alten wurden aufmerksam auf die rohe Form, die arme und ungeschickte Art der Verzierung – es waren, wie ihr es hier gefunden, blosser Reihen von Eindrücken mit Fingernägeln, während man jetzt doch einige feinere Linien, ein Zickzackornament einritzte oder ausmalte –, ebenso auf den zerbrechlichen Ton, der nicht mit feinem Staub aus hartem Gestein verdichtet war, wie man es jetzt tut; man grub weiter, fand in Milun wie in Robanus Knochen von unbekanntem ungeheuren Tieren, insbesondere einen Stosszahn von einem fürchterlichen Geschöpf, das wie ein trampelnder Berg ausgesehen haben muss; Enden vom Geweih des Riesenhirsches Schelch, Wirbel und Schenkelknochen des Ur fehlten so wenig, dass man leicht sah, die beiden gewaltigen Tiere müssen damals weniger selten gewesen sein als jetzt, wo man ihre Gehörne und Köpfe, bringt einmal das Glück die rare Beute, an die Rathaus-türe nagelt, wie man das in Turik tut und ich heut auch hierorts gesehen habe. Die menschliche Kunst – das konnte man leichtlich schliessen – muss damals noch weit zurück gewesen sein; wir haben jetzt angefangen, unsere Flintwaffen glatt zu schleifen; deren fanden sich nur roh gespaltene; man entdeckte keine Spur von Weberei, die Leute von damals werden wohl nur das Gerben verstanden haben, also in lauter Pelz und Leder dahergestiegen sein, und da das Zeug im Sommer doch arg heiss gibt, so mussten sie entweder sehr schwitzen, oder sie gingen um diese Jahreszeit eben fast nur so um, wie Selinur den Menschen erschaffen hat. Doch ohne Putz müssen sie nicht gewesen sein, denn von jenem Röteln, womit sich jetzt nur noch wenige alte Leute das Gesicht malen – (Gelächter – man hört leiser, dann lauter den Namen Urhixidur nennen – Angus

blickt finster) – »von jenem Röteln hat man auch dort gar viele Stückchen entdeckt. Und das lässt schliessen, dass es an allerlei anderem Schmuck, wie Federn auf dem Kopf, buntem Pelzbesatz an Kleidern und Mützen nicht werde gefehlt haben. Nähen und ein bisschen Steppen und Sticken konnte man schon, aber man sieht aus den Stichen, dass die Nadeln, die wir jetzt aus Vogel- und Mausbeinchen, Fischgräten, ja aus Erz so fein herzustellen und handzuhaben wissen, noch sehr grob gewesen sein müssen. Auch Halsschnurkugeln und Wirtel aus Ton hat man gefunden, sogar mit eingeritzten, freilich sehr uranfänglichen Verzierungen. Man hat keine Wagenreste entdeckt, sie werden nur grobe Schlitten zum Lastführen gebraucht haben; dass aber keine Trümmer von Pflügen vorkamen, das kann nicht beweisen, dass jene unsere Ahnen kein Getreide bauten, kein Brot assen, das wisst ihr, denn auch bei euch hat man ja die grossen Pumpnickel gefunden, wie dort. Und endlich führte man im alten Milun kein so armseliges Leben, dass es nicht so gut wie im alten Robanus schon Schnitzli gegeben hätte. (Heiterkeit.)

»Nun aber, hochwürdige, hochachtbare und achtbare Zuhörer, ist das eigentlich kein so gar besonderer, sondern ein ganz einfacher Fall, und hättet ihr keines auswärtigen Gelehrten bedurft, ihn euch zu erklären, wenn sonst nichts dabei wäre. Ich kann euch weiter nichts Neues sagen, als dass wir in Turik durch unsere vergleichenden Knochenmessungen herausgebracht haben, die Haustiere: Rind, Ziege, Schwein, Hund müssen dazumal dieselben gewesen sein wie jetzt. Es haben eben vor uns Menschen mit allerhand Getier zusammengeliebt, wie wir auch, Menschen, die aber nicht so weit waren wie wir; daran ist ja nichts Wunderbares. Wie lang es her ist, wer weiss es? So eine Seeschlamm-schicht von drei, vier und mehr Fuss Dicke, die braucht schrecklich lange, bis sie fertig ist. Viel Hunderte von Jahren kann's her sein, dass das alte Pfahldorf tief unter dem jetzigen über dem damaligen Seespiegel stand. Es muss verbrannt sein, vielleicht durch Zufall, vielleicht durch Feindeshand. Still flutete dann der See darüber, und ungezählte Zeiläufe lang schien die flammende Sonne und und der sanfte Mond auf sein Wasser, und still war alles und stumm und öde, während in der Tiefe langsam, langsam eine dünne Lage Schlammes um die andere sich ansetzte und tiefer und tiefer die Zeugen eines untergegangenen Lebens begrub. Da kamen einmal Leute, die suchten sich – wir wissen nicht warum: vielleicht war denen auch irgendwo ihr Pfahldorf abgebrannt – suchten sich einen stillen, guten, fischreichen Platz zum Wohnen und wählten die Stelle von Milun und wussten nicht, was da unten begraben sei, und schlugen Pfähle und vermehrten Jahr um Jahr ihre Familien und Häuser, und gaben sich Mühe, ihre Geräte, Waffen, Kleider immer besser und feiner, ihre Speisen immer schmackhafter zu bereiten, und lernten auch von Mannen aus anderen Städten und Dörfern, mit denen sie im Verkehr waren, und so ist es hier in Robanus auch gegangen und in Turik selbst wohl auch und anderwärts auch, und so sind wir nun miteinander auf der Höhe der Bildung angekommen, auf der wir stehen.

»Nun aber hier kommt der Punkt. Die Sache ist eben nicht wichtig, aber das ist wichtig,

was sie zu denken gibt, und hiervon zu reden ist nun freilich der Mühe wert, und will ich's versuchen, so gut ich's kann.

»Auf der Höhe der Bildung, habe ich gesagt. Ja, wir glauben, darauf zu stehen, ihr glaubt's auch, nicht wahr? So recht auf der Spitze, dem Giebel, Gipfel, Wipfel der Bildung, und lächelt über die Geschlechter, deren arme Überbleibsel wir nun zu Gesicht bekommen haben?

»Seid versichert, genau dasselbe glaubten jene Geschlechter auch, und sie standen auch auf dem Gipfel, denn die Höhe, worauf sie standen, war für sie Gipfel. (Stimmen: »Oho!«)

»Ihr stutzt. Jetzt wartet, jetzt wollen wir einmal vorwärts schauen! Vor kurzer Zeit haben wir unsere Webstühle ungleich kunstreicher als früher gebildet, wir weben die schönen gemusterten Stoffe. Feiner schleifen wir den Flintstein für unsere Äxte, Speer- und Pfeilspitzen. Noch viel Wichtigeres hat sich ereignet. Wir haben durch Austausch und Verkehr mit den Seen der Nachbarstämme vor kurzem den neuen Stoff, das Erz, kennen gelernt, von dem ihr seit gestern erst wisst, da Odgals Vetter Sachen davon hergebracht hat. Es wird nicht mehr lang anstehen, so wird man alles Geräte, Schmuck, Waffen daraus bilden. Ein anderes, ganz absonderliches Ding hat euch wohl der Gast auch schon gezeigt: die kleinen Erzstückchen, die künftig im Handel und Wandel für Tauschware gelten sollen. (Lachen rechts und im Zentrum, Stimmen: »Lumpenzeug! Windige Bröcklein!«)

»Man lacht; aber ich bitte: möchtet ihr nicht die Güte haben, darüber nachzudenken, welche Umständlichkeiten euch dadurch erspart werden? Stier, Ochs, Kuh, Kalb dahertreiben, um soundso viel Getreide, gegerbte Häute, Waffen dafür zu bekommen; geht's nicht kürzer und leichter mit Stückchen Erz, deren einer leicht ein paar Hundert im Rucksack trägt? (Stimmen: »Tür und Tor für Betrug! Werden leicht nachzumachen sein!«) Ei, habt ihr nicht gesehen, dass man den Stückchen sehr künstliche Stempel gibt, die nicht leicht jemand nachmacht? Und noch dient zu wissen: die fremden Männer haben geheimnisvoll herumgeflüstert, dass sie noch ganz andere Wunderdinge bald bringen werden: Tauschstücke aus einem Weiss und aus einem hochgelb glänzenden Körper, der aus den Tiefen der Erde gegraben wird, aber so selten, dass ein Stücklein davon, in Form gebracht, wirklich ganz wohl so viel Wert hat als ein Hammel, eine Kuh, die man dagegen eintauscht. – Nun, ich sehe wohl, dass euch das Ding noch zu fremd ist, überlassen wir's der Zukunft, aber noch etwas anderes lasst mich erwähnen. Denkt! Schon haben die wandernden Männer von jenseits der Alpen, die uns das Erz gebracht und gezeigt haben, wie man es aus Kupfer und Zinn bereitet, uns erzählt, man sei auf einen anderen, noch besseren Stoff gekommen, der sich fertig in den Bergen finde, nur mit allerhand Erde vermischt, so dass er durch Feuer aus diesen Zusätzen herausgeschieden werden müsse; der gebe, wenn man ihn tüchtig schmiede, Waffen und Geräte, die noch weniger leicht brechen als die von Erz, er sei zäher und lasse sich doch aufs äusserste härten. Er sehe nicht so schön gelb aus, nur schlicht grau, blinke aber doch, wenn er geglättet sei, in einem Glanze, dass man ihm seine Tugend wohl ansehe. Sein Name sei Eisen.

Zu Fr. Th. Vischers Vorgängern und Wirkung

Friedrich Theodor Vischer war weder der erste noch der einzige Autor, der das Pfahlbau-Thema poetisch verwertete, nur der erfolgreichste. Hier als Nachtrag drei weitere.

1. Den Anstoss zu nicht unwichtigen Details in Vischers humoristischer Romaneinlage gab das in der 1876 erschienenen, sehr rasch überaus populär gewordenen Liedersammlung »Gaudeamus!« enthaltene Gedicht »Der Pfahlmann« von Joseph Victor von Scheffel. Der Verfasser des »Trompeters von Säckingen« (bis 1907 im 370. Tsd.) und des »Ekkehard« (330. Tsd.) hatte im Mai 1864 mit einem Freund zu Fuss den Bodensee umwandert, um der Bedeutung der sogenannten »Heidenlöcher« auf die Spur zu kommen. Sein Biograph Johannes Proells berichtet darüber, die Wanderung habe Scheffel »zu eingehenden Studien über Pfahlbauten und Steinzeit« veranlasst (Berlin 1887, 625). Bescheidener und wohl wirklichkeitsnäher meldet das Ende von Scheffels Gedicht: »Der diesen Sang schuf zum Singen,/Hat selber den Moder durchwühlt,/Und bei den gefundenen Dingen/Einen Stolz als Culturmensch gefühlt.« – Aus Scheffels Humoreske hat Vischer den hygienisch-medizinischen Einfall seines Binnen-erzählers A. E. entnommen, das Leben auf den Seen müsse unausstehlich ungesund, die Bewohner von Rheuma und Zahnweh geplagt gewesen sein.

2. Nahe bei Scheffel steht auch eine amüsante Gelegenheitsdichtung von M. Reymond, das 1877 in Bern bei Georg Froben & Cie. veröffentlichte Schattenspiel »Der Kulturkampf in der Bronze. Eine Pfahl-Dorf Geschichte

für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther«, auf das mich Frau S. Martin-Kilcher aufmerksam machte. Der kleine Scherz war offenbar bei seiner Aufführung im Februar 1874 so erfolgreich, dass Freunde den Verfasser drängten, das Opus – mit einem ulkig-gelehrten Anmerkungsapparat versehen – im Druck erscheinen zu lassen. Es lohnt auch heute noch die Lektüre durch seinen Humor und träfen Witz. Hier bildet der Zusammenstoss von steinzeitlicher Jäger- und bronzezeitlicher Ackerbauer- und Viehzückerkultur (Wauwil LU gegen Mörigen BE) den Hintergrund des dramatischen Konflikts, der im übrigen aber ganz in den Bahnen von Auerbachs erfolgreichen »Schwarzwälder Dorfgeschichten« bleibt: Der Pfahlbürger Hanzuli will Gemeindepräsident werden, verschachtet in dieser Absicht seine Tochter Grytla dem einflussreichen »Pfahlgemeinderat« Benz von Mörigen, hat jedoch die Rechnung ohne den heimlichen Verlobten seiner Tochter gemacht. Dieser Pankraz, ein Jäger und Bürger von Wauwil, findet bei einem unfreiwilligen Bad unter dem Pfahldorf seiner Geliebten wertvolle Überreste einer früheren Siedlung – er stösst auf die »Fundsicht« –, verkauft seine Schätze einem jüdischen Händler, der damit die Museen der fortschrittlicheren Kulturen in Mesopotamien beliefert, kommt so zu »Geld« (Gold und Bernstein) und erreicht als wohlhabender Mann nun doch noch sein Ziel. Die Wauwiler sind »iberokeltisch« (katholisch) und die Möriker »germano-keltisch« (reformiert). In echt eidgenössischer Weise wird aber ihr Kulturkampf dadurch gemildert, dass die protestantischen Berner Pfahlbauer noch verstockter erscheinen als der katholische Innerschweizer Jäger. – Dass Vischer dieses Werklein ebenfalls kannte und benutzte, ist durchaus denkbar.

3. Im Verlag Rascher & Cie AG hat in der Reihe »Schweizer Theater« der engagierte Sozialist Jakob Bühler 1932 ein ideenbefruchtetes allegorisches Spiel drucken lassen, das den Titel trägt »Die Pfahlbauer. Eine Tragikomödie in drei Akten«. Es geht offensichtlich auf Vischer zurück und soll 1932 in Bern aufgeführt worden sein. »Suisano« heisst der Schauplatz, ein »schmutziges enges Pfahlbaudorf«. Dort herrscht der klerikal-konservative Finsterling Redigeiss und verhindert den Fortschritt. Am heiligen »Volkswillsso-Tag« aber kehrt der kühne Avanzan von einer Erkundungsreise über den »Vierarmsee« und den Alpenwall in die Heimat zurück. Er widerlegt die Lüge der Herrschenden, die Alpen seien das Ende der Welt, und er bringt aus dem Süden Waffen aus Bronze mit. Zuerst verstösst man ihn, da er nicht den richtigen (kleinen) Kopfumfang aufweist – ein Hieb auf die NS-Rassentheorie. Als aber die Furcht aufkommt, er könnte das neue Metall dem feindlichen Nachbarstamm der Figoneser anbieten, will man diesem sofort den Krieg erklären, um auf jeden Fall die »Vormachtstellung im Pelzgeschäft« der Region zu behalten. In Suisano gilt das Gesetz Darwins: »Gefressen werden oder selber fressen!« Zwar siegt für kurze Zeit die in Majola, Avanzans Mutter, verkörperte Vernunft. Der Priester Redigeiss wird gestürzt und Avanzan zum Führer ausgerufen. Doch statt die Ursache der Stagnation, den Glauben an den Götzen »Volkswillsso«, abzuschaffen, wie Majola rät, huldigt ihm auch der neue Häuptling – eine sarkastische Abrechnung mit der Religion als ideologischer Stütze der Herrschenden und mit der Führer-Süchtigkeit der Massen kurz vor dem »Frontenfrühling« in der Schweiz.

- 1 Friedrich Theodor Vischer: Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft (Stuttgart und Leipzig 1879) Erschienen: Herbst 1878.
- 2 Eine detaillierte Erfolgsstatistik des bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung noch mehrfach neu aufgelegten Buches liefert Reinhold Grimm in seinem Aufsatz »Zur Wirkungsgeschichte von Vischers »Auch Einer«; in: Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte (= Fs. f. Fritz Martini), hrsg. in Zusammenarbeit mit K. Hamburger v. H. Kreuzer (Stuttgart 1969) 352–381.
- 3 Besonders kritisch zeigten sich die einer normativen Romanpoetik verpflichteten Rezensenten wie z.B. Friedrich Spielhagen; vgl. dessen Aufsatz »Ein »humoristischer« Roman. Friedrich Theodor Vischers »Auch Einer« (1879); verändert aufgenommen in Spielhagens wichtige Abhandlung »Beiträge zur Theorie und Technik des Romans« (Leipzig 1883) 101–128.
- 4 Zur Entstehung und Würdigung des Gesamtwerkes vgl. Hans Heinrich Zisseler: Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Dichtung »Auch Einer« von Fr. Th. Vischer, Diss. Rostock (Münster 1913). – Franza Feilbogen: Fr. Th. Vischers »Auch Einer«. Eine Studie (Zürich 1916). – Harvey W. Hewett-Thayer: The road to 'Auch Einer'; in: PMLA LXXV, 1960, 83–96. – W. H. Bruford: The idea of »Bildung« in F. Th. Vischer's »Auch Einer«; in: Essays in German Language, Culture and Society, ed. by Siegbert S. Praver and others (= Festschr. f. Roy Pascal) (London 1969) 7–17.
- 5 F. Th. Vischer wurde übrigens 1860 selbst Mitglied der Gesellschaft. Er hat auch J. Messikommer als gelehrten Barden Massikomur verwewigt und bis zu den aufsehen-erregenden Nahrungs-Funden am Bieler See vom Jahre 1878 schlechthin alles an

Informationen verwertet, was ihm für seine Zwecke brauchbar, d.h. amüsant und wissenswert erschien.

- 6 Gottfried Keller darf »zum Dank« dafür, dass Vischer eines seiner Gedichte als »Bardengesang« verwendete und ihm zudem in der Erzählung ein nicht von ihm stammendes unterschob, einen reaktionären Druiden verprügeln. Vischer hatte Gottfried Keller noch vor dem Erscheinen des Buches am 4. August 1877 um Absolution gebeten und sie auch sogleich in launiger und grosszügiger Weise erhalten, indem Keller zwei Tage später zurück-schrieb: »Hochverehrter Herr und Freund! Mit vielen Freuden vernehme ich die Realisierung des Pfahldorfprojektes und würde schon in Erwartung des bevorstehenden Vergnügens nicht imstande sein, Ihre Kreise mit philistren Bedenklichkeiten zu stören, (...) Als Kompensation für das Zuviel an Ehre, das dem Guffrud Kullur (...) geschieht, soll derselbe sich bei Durchhauung des Pfaffen nur um so rüpelhafter benehmen; ich erteile Ihnen hiermit alle Vollmacht.« Vgl. G. Keller, Gesammelte Briefe, hg. v. C. Helbling, Bd. 3/I, 143–144, No. 394.
- 7 Die Entstehung der »Pfahldorfgeschichte« und deren Quellen schildert im einzelnen Harry Kürbs: Studien zur Pfahldorfgeschichte aus F. Th. Vischers Roman »Auch Einer«, Diss. München (Leipzig 1914).
- 8 Eine zugleich strukturanalytische und ideologiekritische Darstellung des ganzen Romans aus ähnlicher Sicht lieferte Fritz Martini in seinem Werk »Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus 1848–1898« (Stuttgart 1962, 3. Aufl. 1974) 432–437.

»Der Besuch. Eine Pfahldorfgeschichte«. Histoire incluse dans un roman de F. Th. Vischer

Aucun texte de valeur littéraire a contribué autant à rendre populaire les recherches sur les lacustres en Suisse, que l'histoire satirique et humoristique »Der Besuch«, incluse dans le roman »Auch Einer« de F. Th. Vischer, paru en 1879.

Cette histoire lacustre est l'occasion pour le professeur d'esthétique Vischer de Tübingen (qui enseigna à Zurich de 1855 à 1866 et s'intéressait beaucoup aux recherches lacustres) de se moquer des festivités au sein des partis et associations de son époque en transposant la situation contemporaine dans la préhistoire. Il y décrivait aussi les préhistoriens contemporains à »l'époque des Celtes.« S.S.

»Der Besuch. Eine Pfahldorfgeschichte«. Storia che fa parte di un romanzo di F. Th. Vischer

Nessun altro testo di valore letterario ha contribuito altrettanto a diffondere l'interesse per la ricerca sui villaggi palafitticoli in Svizzera nei paesi di lingua tedesca come il romanzo »Auch Einer« (1879), ed in particolare la storia »Der Besuch«, di carattere umoristica e satirica che vi è inclusa.

Per Vischer, professore di Estetica a Tübingen, che insegnò a Zurigo dal 1855 al 1866, questa storia su un villaggio palafitticolo fu un'occasione di prendere in giro le attività festive di partiti ed associazioni trasportando la situazione contemporanea nella preistoria. In quest'occasione presentò anche gli scienziati di preistoria contemporanei trasportati nel »tempo celtico.« S.S.